



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

Wer Subsistenzwirtschaft betreibt, hat nichts für die Börse übrig.

Aerni, Philipp

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-122994>

Newspaper Article

Originally published at:

Aerni, Philipp. Wer Subsistenzwirtschaft betreibt, hat nichts für die Börse übrig. In: SonntagsZeitung, 14 February 2016, 62.



Reisernte in Ghana: Die bukolische Vorstellung des glücklichen Kleinbauern in Afrika, der sich genügsam mit dem Nötigsten selbst versorgt, ist hierzulande sehr ausgeprägt

Foto: Reuters

Wer Subsistenzwirtschaft betreibt, hat nichts für die Börse übrig

Die Initianten der Volksinitiative «Keine Spekulation mit Nahrungsmitteln!» haben die Ursachen der Ernährungskrise nicht richtig verstanden.

Ein Gastbeitrag von **Philipp Aerni***

«Mit Essen spielt man nicht!» Das Motto der Initianten der Spekulationsstoppinitiative weckt Schuldgefühle aus der Kindheit. Zugleich schafft es Wut und Empörung gegenüber Erwachsenen, die versuchen auf Kosten der Armen Geld mit Nahrungsmitteln zu verdienen. Diese Spekulanten hätten keinen Respekt vor der Menschenwürde, und es sei ihnen gleichgültig, ob Millionen durch ihre Spielchen verhungern, wie es Jean Ziegler ausdrückt.

Die Verwandlung des kindlichen Schuldgefühls in ein Wutgefühl gegenüber Nahrungsmittelspekulanten nennt man in der Sozialpsychologie symbolische Schuldübertragung. Das Phänomen des Sündenbocks, der seinen Kopf hinhalten muss, um die kollektive Reinwaschung von Schuldgefühlen zu ermöglichen, existiert in allen Kulturen. In der modernen Gesellschaft geht es dabei nicht mehr um die symbolische Schlachtung eines Ziegenbocks oder gar um Hexenverbrennung, sondern um ein Votum gegen die angeblich moralisch Minderwertigen, denen all die Eigenschaften zugeschrieben werden, die man bei sich selbst nicht wahrhaben will.

Klar würden die Jungsozialisten diesem impliziten Vorwurf der unbewussten Manipulation vehement widersprechen und auf Studien verweisen, die einen Zusammenhang zwischen Spekulation und unerwünschten Preisschwankungen aufdecken. Der Hinweis auf wissenschaftliche Publikationen soll wieder Nüchternheit und Sachlich-

keit in die Diskussion bringen. Doch meistens endet diese Diskussion in einem relativ langweiligen Erbsenzählen von Studien, die keinen Zusammenhang sehen, und solchen, die einen Zusammenhang sehen. Und wenn es sich herausstellt, dass tatsächlich eine Mehrheit der Studien keinen Zusammenhang sehen, dann bezichtigt man die Autoren der Komplizenschaft mit den Spekulationsbefürwortern. Man kehrt also wieder auf die emotionale Ebene zurück.

Die Frage, ob die Preisschwankungen der an globalen Börsen gehandelten Agrarrohstoffwaren tatsächlich einen unmittelbaren Effekt auf die am meisten unter Hunger und Unterernährung leidenden Bevölkerung haben, fällt dabei unter den Tisch. Das grundlegende Missverständnis zu den Ursachen der Welternährungskrise wird vollständig ausgeklammert.

Marginale ländliche Regionen sind vom Markt abgekoppelt

Vielen ist nämlich kaum bewusst, dass bereits vor dem ersten massiven Anstieg der Nahrungsmittelpreise im Frühjahr 2008 über 850 Millionen an Hunger und Unterernährung gelitten haben. Offenbar schienen diese Leute nicht auf unserem Radar zu sein, denn niemand redete hier von einer Krise. Warum? Weil diese Leute nicht in Städten, sondern in marginalen ländlichen Regionen leben und daher abgekoppelt sind von globalen Nahrungsmittelmärkten.

Es sind primär Viehzüchter und Subsistenzbauern, die zuerst ihre

Eigenversorgung sicherstellen müssen, bevor sie es sich leisten können, etwas auf dem lokalen Markt zu verkaufen. Ihre prekäre Lage zeigt sich vor allem in den von Hunger und Unterernährung am meisten betroffenen Regionen in Südindien und Afrika südlich der Sahara. Die Grundnahrungsmittel, die für ihre Selbstversorgung bestimmt sind, werden gar nicht an internationalen Börsen gehandelt. Kaum jemand spekuliert auf Maniok, Yams oder Sorghum.

Doch selbst wenn sie Mais, Reis oder Weizen anbauen, gelangt ihre überschüssige Ware kaum je an eine Börse. Denn es fehlt oft die Infrastruktur für Lagerhaltung und Qualitätsbeurteilung; und die Transportkosten stehen in keinem Verhältnis zu den relativ kleinen Überschussmengen. Die Kosten sind schlichtweg zu hoch, um in marginalen Regionen aus nicht handelbaren handelbare Agrarprodukte zu machen.

Somit geschieht keine Integration in die formalen Agrarmärkte, und genau dies macht die lokalen Produzenten verletzlich, denn für ihre Überschüsse finden sie kaum einen lokalen Abnehmer, da ja alle gleichzeitig gute Ernten erzielen, und bei Missernten will niemand das verkaufen, was er noch auf Vorrat hat.

Nun stellt sich die Frage, ob man etwas gegen diese prekäre Situation tun kann. Die Resultate aus der Feldforschung im südlichen Afrika zeigen klar, dass Produktivitätssteigerungen und die Verbesserung der lokalen Infrastruktur die Lebenssituation in

marginalen Regionen rapide verbessert, denn solche Investitionen erlauben eine Integration in regionale Märkte, wo die Überschüsse oft zu einem weit besseren Preis in den nahe gelegenen Städten verkauft werden können. Die Informationen zu den aktuell gehandelten Preisen können die Bauern via Handy ausfindig machen, und somit werden auch Zwischenhändler ausgeschaltet, welche die mangelnde Transparenz zu den gehandelten Preisen ausnützen.

Gut gemeinte Projekte bewirken oft das Gegenteil

Die Frage stellt sich aber, warum die notwendigen Investitionen in die Verbesserung der Produktivität der Grundnahrungsmittel und der ländlichen Infrastruktur nicht getätigt werden. Dies hat viel mit der Wahrnehmung in Geberländern wie der Schweiz zu tun. Die bukolische Vorstellung des glücklichen Kleinbauern in Afrika, der sich genügsam mit dem nötigsten selbst versorgt und die Fortschritte in der modernen Saatgutzüchtung und des Pflanzenschutzes als fremdartige Innovationen nobel von sich weist, sind hierzulande sehr ausgeprägt. Ausserdem werden Infrastrukturprojekte in diesen Ländern weniger mit ruraler Ermächtigung, als mit Prestigeprojekten von Regierungen in Verbindung gebracht, von denen hauptsächlich ausländische Unternehmen profitieren.

Tatsache ist jedoch, dass die Kinder von Millionen von Kleinbauern in die Städte migrieren wol-

len, weil sie keine Zukunft auf dem kleinen Hof sehen, dessen Grundbesitz sie noch mit zahlreichen Geschwistern teilen müssen, da es keine Jobs ausserhalb des Betriebes gibt. Die Migration in die Städte steigert unweigerlich die Nachfrage nach handelbaren Nahrungsmitteln; und weil nicht in den ländlichen Strukturwandel investiert wird, müssen die Nahrungsmittel zunehmend importiert werden, was die Abhängigkeit von internationalen Nahrungsmittelpreisen, die primär von Missernten und Überschüssen in den wichtigen Exportländern bestimmt werden, weiter verschärft.

Westliche Projektionen mögen daher gut gemeint sein, sie bewirken jedoch oftmals genau das Gegenteil von dem, was beabsichtigt wurde.

Doch könnte man eine Volksinitiative gewinnen, bei der das «Volk» mitverantwortlich gemacht wird für falsche Entwicklungen in der Landwirtschaft? Natürlich nicht. Es braucht Ausländer und Spekulanten und andere Profiteure, denen man die Schuld zuweisen kann. Nur so kann man politisch Karriere machen, denn die Kunden beziehungsweise die Wähler sollen sich wohlfühlen bei dem, was sie tun, denken und essen.

* Philipp Aerni ist Direktor des Center for Corporate Responsibility and Sustainability (CCRS) an der Universität Zürich. Von Mai 2012 bis September 2013 war er bei der Welternährungsorganisation (FAO) in Rom tätig